

## Meinungen

# Waterloo der Populisten

Die Corona-Krise zeigt, wie verheerend es ist, wenn Politiker wissenschaftliche Fakten leugnen.

Sandro Benini

Gäbe es einen internationalen Wettbewerb, welche Politiker in der Corona-Krise bisher die kläglichste Figur gemacht haben, dann wären die Regierungschefs der drei bevölkerungsreichsten Länder Amerikas valable Kandidaten für einen Spitzenplatz. US-Präsident Donald Trump, der Mexikaner Andrés Manuel López Obrador und der Brasilianer Jair Bolsonaro haben die Gefahr verharmlost, sie haben frivole Sprüche gemacht, wissenschaftliche Tatsachen gelehrt, die Schuld auf andere abgeschoben, die Empfehlungen ihrer eigenen Sicherheitsexperten ignoriert und der Bevölkerung durch ihr Verhalten ein miserables Beispiel gegeben. Und sie haben einen Teil des zeitlichen Vorsprungs verspielt, den Amerika gegenüber Asien und Europa hat, um das Virus einzudämmen.

Über das Abwägen zwischen ökonomischen und gesundheitspolitischen Interessen kann man mit gutem Gewissen unterschiedliche Meinungen vertreten, und im Zusammenhang mit den Gefahren von Covid-19 haben sich auch Journalisten, Ärzte und andere geirrt. Profilierungssüchtige, teilweise faktenwidrige, aber umso klugscheisserische Polemik betreibt auch der berufsempörte Schweizer BUCHNERPREISSTRÄGER Lukas Bärfuss, der in der jüngsten Ausgabe des «Spiegels» aus dem Handgelenk ein paar Knallpetarden gegen die Schweiz und ihre Regierung zu werfen versucht.

Hätten sich die Präsidenten der drei wichtigsten amerikanischen Länder zu Beginn der Krise in gutem Treu und Glauben geirrt, wäre es selbstgerecht, ihnen dies vorzuwerfen. Was sie disqualifiziert, ist die Unfähigkeit, eine der nobelsten Funktionen ihres Amtes wahrzunehmen: in einer Notlage Sicherheit, Souveränität und staatsmännische Würde auszustrahlen. Sich mit den richtigen Worten an die gesamte Bevölkerung zu wenden, nicht bloss an die eigenen Anhänger wie im Wahlkampf. Den Eindruck zu vermitteln, zwar nicht unfehlbar, aber der Rolle des obersten Krisenbewältigers charakterlich und intellektuell gewachsen zu sein. Wie es bei Barack Obama und nach 9/11 auch bei George W. Bush der Fall war.

Wer die Realität so lange verkennt, wie es Trump, López Obrador und Bolsonaro getan haben und teilweise immer noch tun, der wirkt selbst dann



Einer der Meister der Verharmlosung: Andrés Manuel López Obrador. Foto: Reuters

**Wenn das Virus etwas Gutes hat, dann liegt es darin, die grossen Lügner und Vereinfacher blosszustellen.**

nicht überzeugend, wenn er einen Kurswechsel vollzieht.

Eine erbärmliche Figur haben in der Corona-Krise auch Politiker diesseits des Atlantiks abgegeben: Boris Johnson, Wladimir Putin, Matteo Salvini. Es ist offensichtlich, dass die internationale Liga der Populisten dieser Krise ungleich weniger gewachsen ist als «traditionelle» Politiker wie Angela Merkel, Emmanuel Macron, Pedro Sánchez oder Giuseppe Conte.

Neben individuellen Schwächen hat dies auch strukturelle Gründe. Ein wesentlicher Zug populistischer Politik besteht darin, sich im Namen des vermeintlich wahren Volkswillens gegen die Elite zu stellen, gegen den angeblichen Mainstream, gegen die «Systemmedien». Die populistische Leugnung des menschengemachten Klimawandels beweist, dass diese «Ihr könnt mich mal»-Attitüde auch

gegen wissenschaftliche Erkenntnisse in Stellung gebracht wird, schliesslich gehören auch Wissenschaftler und Universitätsprofessoren zur Elite. Und Virologen genauso.

Bloss funktioniert die Leugnung der Realität nicht mehr, wenn sie der unmittelbaren Alltagserfahrung der Öffentlichkeit widerspricht, und dies täglich deutlicher und schmerzhafter. Das frivole Verbreiten von Lügen, um unter dem schenkelklopfenden Gefeihe der eigenen Gefolgsleute Wohlmeinende, Experten und angeblich Elitäre zu provozieren, wirkt weder lustig noch souverän, wenn sich die Menschen unvermittelt mit den desaströsen Folgen dieser Hanswurstiaden konfrontiert sehen. Der selbst geschaffene Mythos vom tatkräftigen Macher, der mit radikalen Schocktherapien einen schnellen Umschwung erzwingt, ist lächerlich angesichts einer Krise, in der Entschlossenheit nur dann wirkt, wenn sie mit Geduld und dem Respekt vor wissenschaftlichen Erkenntnissen einhergeht.

Wenn das Coronavirus etwas Gutes hat, dann liegt es darin, die grossen Lügner, Vereinfacher und Wissenschaftsverächter noch deutlicher blosszustellen. Und in der Diskreditierung ihrer publizistischen Claqueure, seien es die Höflinge von Fox News oder die paar versprengten Seelen, die in ihrem spätpubertären Anti-Mainstream-Profilierungszwang auch hierzulande glauben, irrlüchternen Figuren wie Trump oder Bolsonaro ihre Reverenz erweisen zu müssen.

Tribüne

## Alle Kinder sollen ihr Potenzial ausschöpfen können

Die Schule funktioniert auch im Fernunterricht, aber die Chancengleichheit bleibt auf der Strecke.

Andrea Schweizer und Daniel Steiner

Innett kürzester Zeit haben die Schulen in einer beeindruckenden Art und Weise den Fernunterricht organisiert und etabliert. Mit viel Kreativität, Engagement und pädagogischem Know-how machen die Lehrpersonen das Beste aus der Situation. Sie halten per Post, E-Mail, Telefon oder Videokonferenz Kontakt zu ihren Schülerinnen und Schülern. Sie stellen reichhaltige Aufgaben bereit und helfen, dass das schulische Lernen nicht stillsteht und in den Familien eine Tagesstruktur erhalten bleibt. Gleichzeitig findet innerhalb von wenigen Wochen ein Schub beim digitalen Lernen statt, der sonst Jahre gedauert hätte. Dies gilt auch für die Pädagogische Hochschule PH Bern, wo die Studierenden ihr Studium im Distance-Learning-Modus fortführen, mit dem Ziel, im kommenden Juni das Semester regulär abzuschliessen zu können.

Schule und Studium finden – unter sehr erschwerten Bedingungen – trotzdem statt. Dies die gute Nachricht. Was uns Sorgen macht: Die Chancengleichheit bleibt in Zeiten des Fernunterrichts teilweise auf der Strecke. Eine der Chancengleichheit verpflichtete Schule verfolgt das Ziel, dass die Herkunft, der Bildungsstand der Eltern, das Geschlecht, die soziale Stellung der Familie oder das Quartier, in dem ein Kind aufwächst, keine Rolle spielen sollen für den schulischen Erfolg und die Berufswahl. Ein Anspruch, den die Schule auch in normalen Zeiten bis heute nicht immer einzulösen vermag. Besonders betroffen sind aktuell Kinder, die zu Hause nicht unterstützt werden können. Chancengleichheit würde aber bedeuten, dass alle Kinder und Jugendlichen ihr Potenzial ausschöpfen können. Wie dies im Fernunterricht zu gewährleisten wäre, ist eine noch nicht beantwortete Frage.

Kindergarten und Schule bedeuten für viele Schülerinnen und Schüler zuerst einmal Stabilität, Sicherheit und Verlässlichkeit, was insbesondere für Kinder und Jugendliche aus prekären Verhältnissen wichtig ist. Gerade für sie ist es aber auch ein Ort, wo sie vieles finden, was für ihren Bildungsweg wichtig ist, so auch den Zugang zu digitalen Medien und einen sinnvollen, kritischen Umgang damit. Schule als ein solcher Ort fällt nun in Zeiten des Fernunterrichts weg. Dabei passiert

das Wichtigste zuerst: Wenn ein Kind mit vier oder fünf Jahren in den Kindergarten kommt, erschliesst es sich eine neue Welt. Hier lernt es Gleichaltrige kennen, hier trifft es auf andere Werte, hier lernt es sich zurechtfinden. Und es lernt etwas vom Wichtigsten: dass es selbstwirksam ist, dass es Strategien entwickeln kann, um Probleme zu lösen, mit denen es bisher nicht konfrontiert war.

Was für Kinder zwischen vier und acht Jahren gilt, findet später seine Fortsetzung. Auch auf der Mittelstufe und auf der Sekundarstufe I ist die Schule enorm wichtig für die Entwicklung der Schülerinnen und Schüler. Wer Menschen, die unter schwierigen Bedingungen aufgewachsen sind, fragt, was sie stark gemacht hat, bekommt häufig zur Antwort: «Es war eine Lehrperson, die mich gefördert, die an mich geglaubt hat und die mir Mut gemacht hat.» Natürlich ist auch der Austausch unter den Kindern und Jugendlichen ganz wichtig. In Gruppenarbeiten oder auf dem Pausenplatz findet soziales Lernen statt. All dies ist jetzt eine Zeit lang nicht möglich. Das müssen wir akzeptieren, und gleichzeitig erkennen wir, wie wichtig in normalen Zeiten all diese Lernmöglichkeiten, die persönliche Beziehung und der Austausch sind.

Auch an der PH Bern bleibt beim Distance Learning viel auf der Strecke. Zwar werden wir rasch fit für den Einsatz von digitalen Lernmethoden. Aber noch rascher wird uns bewusst, wie wichtig der persönliche Umgang, der kleine Scherz auf dem Gang, die Beziehung zwischen Studierenden und Dozierenden sind. Uns wird klar, dass es einen guten Grund gibt, warum wir einen pädagogischen Beruf gewählt haben. Gerade weil er – abgesehen von der gegenwärtigen Durststrecke – nur vor Ort und in engem Austausch zwischen Lernenden und Lehrenden erfolgreich praktiziert werden kann.

Die PH Bern möchte in der aktuellen Situation Mut machen, gute Beispiele aufzeigen und den Dialog fördern. Und auch den Anspruch auf Chancengleichheit im digitalen Lernen weiterverfolgen. Informationen zum Fernunterricht und Beiträge von Fachpersonen finden Sie auf [phbern.ch/fernunterricht](http://phbern.ch/fernunterricht).

Andrea Schweizer ist Leiterin des Instituts Sekundarstufe I der PH Bern, Daniel Steiner ist Leiter des Instituts Vorschulstufe und Primarstufe der PH Bern.

## Corona als Metapher

Von der Pest zu Corona — jede Krankheit erzeugt fatale Zuschreibungen, mit denen sich die Menschen zu wappnen versuchen.

Jean-Martin Büttner

Der Schmerz ist eine Erfindung des 20. Jahrhunderts. In früheren Zeiten nannte man ihn Gott oder hielt ihn für Schicksal. Man war fast jeder Krankheit ausgeliefert, viele Verletzungen liessen sich nicht heilen, die Ärzte waren oft machtlos, mit ein Grund, dass man an symbolische Handlungen glaubte, an Beschwörungen, Gebete.

Auch den Viren gegenüber war man hilflos, schon deshalb musste man ihnen einen Sinn geben, musste sie in einen Zusammenhang setzen. Die Pest, der man so ausgeliefert war und die im Mittelalter so viele Menschen umbrachte, bis ganze Landstriche verödeten und Wissen verloren ging — daran

seien die Juden schuld, dachten viele und glaubten, diese würden die Brunnen vergiften. Also verbrannte man die Juden in ganz Europa.

In ihren Essays «Aids as a Metaphor» und «Disease as Political Metaphor» hat die amerikanische Publizistin Susan Sontag untersucht, wie die Menschen mit Viren und anderen Krankheiten umgehen, wie sie sie einschätzen und beschreiben. In allen Fällen stehe die Vorstellung einer Strafe im Zentrum, schreibt sie, die selbst an Krebs erkrankt war. Krankheit als moralisches Urteil. Die Krankheit werde mit militärischem Vokabular beschrieben, ein aggressiver Krebs greift den Patienten an, er wird zum Opfer und gleichzeitig zum Mitschul-

digen. Die Syphilis vulgarisiert den Angesteckten, die Tuberkulose ereilt ihn aus vielen Gründen, ebenso wie der Krebs, der vom Menschen Besitz ergreift und ihn dämonisiert. Auch der Kommunismus wurde als eine Art Krebs beschrieben, der überall seine Metastasen bildete.

Etwas Ähnliches passiert in diesen Wochen mit dem Coronavirus: Es wird als Bedrohung wahrgenommen, von Menschen aus fremden Ländern eingeschleppt. Länder schliessen ihre Grenzen und geben das als Schutz der eigenen Bevölkerung aus. Donald Trump gibt Europa die Schuld am Virus und versucht seine Wirkung weiter zu verharmlosen, um die Wirtschaft nicht zu gefährden. Indem er

ankündigt, eine Impfung zu entwickeln nur für die USA, kombiniert er Patriotismus mit Egoismus in der Hoffnung, das komme gut an in seinem Land.

Das Virus wird zum Vorwand für den Rückzug ins geistige Reduit. Wie konsequent man diesen feiern kann, zeigte Christoph Blocher unlängst in einem Text für die «Weltwoche». Er nutzte die Aktualität, um seine ewige Platte abzuspielen: Die Schweiz habe sich von anderen Ländern und vor allem der EU abhängig gemacht. Sie habe ihre Souveränität weitgehend aufgegeben, indem sie lebenswichtige Güter exportiert habe: die Energie zum Beispiel, aber auch die Ernährung und selbst die Demokratie. Die Schweizer Armee wird zusammenge-

spart, findet er, dafür übernehmen die fremden Richter der EU das Land.

Das Coronavirus beweist für Blocher, dass die Schweiz wieder selbstständig werden müsse, also selbstversorgend – als sei sie das je gewesen, als habe sie nicht immer wieder mit anderen partieren müssen, sogar mit den Nationalsozialisten. Das Coronavirus als politische Metapher behandelt die Gefahr als von aussen kommend, wie die Flüchtlinge. Den einzigen Schutz der Schweiz, schreibt der SVP-Mann, garantiere der Rückzug auf sich selber, also letzten Endes die Isolierung in Kombination mit lukrativem Handel: Neutralität als nationaler Egoismus. Das Virus bringt das Beste in den Menschen hervor und das Schlimmste.